

# Schweizergeschichte = Histoire suisse

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **62 (2012)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Schweizergeschichte / Histoire suisse*

Thomas Maissen: **Schweizer Geschichte im Bild**. Baden, hier + jetzt, 2012. 291 S., 411 Abb.

Man konnte sich wundern über die *Courage*, als Thomas Maissen und sein Verlag im Jahr 2010 eine an das grössere Publikum gerichtete Schweizer Geschichte mit nur kargster Bildausstattung präsentierten. Inzwischen liegt nun ein eigener Bildband gewissermassen als Ergänzung vor. Diese versammelt über 400 Bilder teils bekannter, teils unbekannter Art. Gerade das Fachpublikum, das einen Bildkanon bereits im Kopf hat, möchte bestimmten Bildern wiederbegegnen; andererseits erwartet es aber von einem solchen Unternehmen auch ein Angebot von neuen Bildern. Es kommt in beider Hinsicht auf seine Rechnung. Zu den auch Fachleuten bisher kaum bekannten Bildern gehören das Relief zur Schlacht von Marignano 1515 auf dem Grabmal Franz I. in Saint-Denis bei Paris (S. 58) oder der grosse Saal im Berner Kornhaus mit den grosszügig aufgenommenen Flüchtlingen von 1848 (S. 167) oder die schweizerische Maggi-Fabrik in Süddeutschland mit Nazi-Beflagung 1943 (S. 217).

Im Vorwort finden sich auf zwei Seiten ein paar Überlegungen zum Konzept des Buchs und insbesondere zur Frage, inwiefern auch Bilder zu einer Zeit berücksichtigt werden sollen, da es die Schweiz noch nicht gab. Der Autor entschied sich für ein paar Belege aus der Zeit, die bloss «Voraussetzung» für die Schweiz war. Und in Abgrenzung zu bloss Lokalem entschied er sich für Illustrationen von Ereignissen, «die eine gesamteidgenössische Dimension haben, und Prozesse, die durch die Eidgenossenschaft als politischen Verband und später als Staat ange-regt wurden». Alltagsgeschichte ist in der frühen Zeit schwächer dokumentiert als im 19./20. Jahrhundert.

Seit bald zwei Jahrzehnten wird Bildern – mit dem *iconic turn* – ein eigener Status gegeben und sind diese mehr als nur nachträgliche Illustrationen von bereits vorliegenden Texten. Inzwischen gibt es ja eine eigene Literatur zu diesem Ansatz.<sup>1</sup> Maissen ist aber nicht in diese Richtung gegangen, was bei einer sich über mehrere Jahrhunderte erstreckenden Gesamtgeschichte auch schwierig gewesen wäre. Man findet in diesem Bildband wiederum erstaunlich viel Text – exzellente Texte, die für sich alleine genommen eine prägnante Kürzestversion der Schweizer Geschichte gäben. Auch die Bibliografie (S. 280) ist ohne Beachtung des Illustrationsaspekts ganz nur auf allgemeine Schweizer Geschichten ausgerichtet.

Während der Verfasser die Bilder «nur» ausgewählt hat, besteht seine kreative Leistung – abgesehen von den Texten – in der strukturierten Präsentation der 13 Kapitel mit den ansprechenden Zwischentiteln. Die Bildlegenden verzichten auf jede Interpretation, beschränken sich auf elementares Benennen. Bedauerlich ist allerdings, dies speziell aus der Fachperspektive, dass nur mit nicht ver-

1 Vgl. etwas Bernd Roeck, *Visual turn? Kulturgeschichte und Bilder* (2003) oder Gerhard Paul, *Visual History – Ein Studienbuch* (2006).

tretbarem Aufwand in einem nicht nach Nummern, sondern, wie meistens, nach Standorten aufgeschlüsselten Verzeichnis festgestellt werden kann, woher ein Bild kommt bzw. bezogen worden ist.

Der neue Band ist also kein Bildatlas, wenn darunter eine serielle Präsentation von zentralen Ikonen verstanden würde. Er sieht auch von einer intensiveren Auseinandersetzung mit einzelnen Bildern ab und kommt weiterhin vom Text her, der mit seinen Ausführungen allenfalls die Auswahl, aber nicht den Inhalt der Bilder erläutert. Ein typisches Beispiel ist das Porträt von Erasmus (S. 63): Im Begleittext wird gesagt, was der Gelehrte publiziert hat, wann er erstmals in Basel und dass er vorübergehend wegen der Reformation ins Exil gegangen war und schliesslich wann er in Basel starb. Keine Erklärung gibt es dagegen zur Entstehungsgeschichte des Porträts, zur frühen und späteren Bedeutung dieses Bildes, zu den zahlreichen Varianten, zu den Ringen an den Fingern des scheidenden Geistes, zur sonderbaren Mütze, die aus Gründen der Eitelkeit des Abgebildeten den Hinterkopf grösser macht, als er war.

Eine nähere oder explizitere Auseinandersetzung mit den Motiven der Bildproduktion hätte auch zu Erklärungen geführt, aus welchen Haltungen und mit welchen Absichten die klassischen Chroniken mit Illustrationen ausgestattet worden sind. Die eindrückliche Grossabbildung des Massakers von Greifensee von 1444 (S. 49) ruft geradezu nach einer Beantwortung der Frage, wie ein paar Jahre später, 1470, die Berner Chronik des Benedikt Tschachtlan dieses Ereignis gedeutet hat. In dieser Hinsicht werden die Betrachter sehr alleine gelassen; den gleichen Umstand kann man allerdings auch positiv deuten, indem man festhält, dass der Verfasser von behelrenden Bildkommentaren absieht.

Die Bilder erscheinen verständlicherweise als nationale Bilder, da und dort hätte man aber, was eine europäische Einbettung angedeutet hätte, auch auf die transnationale Verwendung von Bildern und Bildmotiven hinweisen können, etwa bei den Schach spielenden Antagonisten Augustin Keller und einem namenlosen Jesuiten (S. 153); oder bei der bekannten Karikatur gegen die Zensur in der Restaurationszeit, die sicher nicht einzig und nicht einmal primär für Luzern 1829 verwendet worden ist (S. 142).

Die Publikation ist sicher eine Bereicherung der schweizergeschichtlichen Historiografie; sie ist zugleich auch einfach ein Beleg für eine weitere Herangehensweise, die zusammen mit anderen Beispielen, in einer analytischen Sichtung der vorhandenen und eingesetzten Bilderwelt betrachtet werden kann.

*Georg Kreis, Basel*

Urs Amacher: **Barocke Körperwelten. Wie Ritter Heinrich Damian Leonz Zurlauben die Katakombenheilige Christina von Rom nach Zug brachte.** Olten, [s.n.], 2010, 59 S., Abb.

Ob vom Verfasser so beabsichtigt oder nicht, der Titel seiner Broschüre, die auf einen in Zürich gehaltenen Vortrag zurückgeht, weckt Assoziationen an die Ausstellungen des umstrittenen Plastinators Gunther von Hagens. Wird in dessen «Körperwelten» das Innerste nach aussen gekehrt, so geht es im barocken Pendant um eine weitaus subtiler anmutende Form der Zurschaustellung, bei welcher der auf das Skelett reduzierte und darum transparent wirkende Heiligenkörper mit Schmucksteinen und kostbaren Gewändern aufwendig verhüllt wurde. In seiner auf eingehenden Archivstudien fussenden Falldarstellung zeichnet Urs Amacher die Translation der römischen Katakombenheiligen Christina nach Zug

nach, wo die Ganzkörperreliquie in der Sankt-Oswalds-Kirche über dem Jakobsaltar zu sitzen kam. An Festtagen wurde die Altartafel geöffnet und die thronende frühchristliche Heilige den Gläubigen zu deren inneren Erbauung präsentiert. Bevor es aber dazu kommen konnte, bedurfte es der persönlichen Initiative des Zuger alt Stadtschreibers Heinrich Damian Leonz Zurlauben, der die Christina-Reliquie 1726 in Rom erwarb, und derjenigen seines Bruders, des Geistlichen Beat Jakob Anton Zurlauben, der die Knochen auf eigene Kosten herrichten und verzieren liess und die feierliche Prozession organisierte, in der die Heilige am 31. August 1727 an ihren Bestimmungsort überführt wurde. Jeder Schritt dieser beiden Protagonisten wird vom Autor minutiös rekonstruiert, von den Demarchen Heinrich Damian Leonz Zurlaubens an der Kurie, die in der Hebung und Authentifizierung der Gebeine mündeten, bis zu den Verhandlungen Beat Jakob Anton Zurlaubens mit den Zuger Stadtvätern, die sich aus Furcht vor Folgekosten zunächst geziert hatten, die geschenkte Katakombenheilige anzunehmen. Lässt die quellengesättigte Rekonstruktion der Ereignisse kaum Fragen offen, so hätte man gern etwas mehr darüber erfahren, wie sich die Überführung der Christina nach Zug in die Zurlaubenschen Familienstrategien einfügte. Jedenfalls fällt auf, dass Heinrich Damian Leonz Zurlauben, wie vom Autor angemerkt, einige Zeit vor seiner Italienreise «schimpflich aus dem Amt als Zuger Stadtschreiber entfernt» worden war (S. 5) und deshalb eine Neuorientierung vornehmen musste.

*Georg Modestin, Solothurn*

**Gudrun Piller: Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts.** Cologne, Böhlau, 2007, 354 p.

La première originalité de l'ouvrage de Gudrun Piller est de s'appuyer sur un corpus d'écrits personnels (Selbstzeugnisse) afin de répondre à des questionnements issus de deux chantiers historiques distincts, celui de l'écriture de soi et celui du corps. Jusqu'à récemment, des sources de ce type servaient à illustrer des récits fondés sur des séries documentaires d'accès plus aisé. Les recensements systématiques d'écrits personnels, réalisés ou en voie de réalisation dans différents pays européens, en font une source à même de renouveler les méthodes et les objets de recherche dans bien des domaines. Les journaux personnels, les autobiographies et autres textes écrits à la première personne du singulier par des acteurs peu connus regorgent de thèmes éclairant d'un jour nouveau la vie quotidienne, mais aussi la vie politique, sociale et culturelle d'Ancien Régime. L'ouvrage de Piller prend appui sur le recensement des écrits personnels conservé en Suisse alémanique orchestré par Kaspar von Greyerz (<http://selbstzeugnisse.histsem.unibas.ch/>). Cette base de données et celles qui sont en voie de constitution ailleurs permettent la constitution rapide d'un corpus d'écrits personnels autour d'une thématique précise et véhiculent ainsi un potentiel historiographique exceptionnel. Piller contribue et participe à ce renouveau, à la fois par son apport à des thématiques peu explorées et en soulevant de nombreuses questions méthodologiques.

Dans l'étude de sources aussi hétérogènes et peu systématiques que les écrits personnels, la méthodologie constitue le nerf de la guerre. Piller est systématique dans son approche, à la fois prudente et bien documentée. Ses démonstrations sont denses et bien étayées, résumées méticuleusement en fin de chapitre et en fin de volume. L'auteure maîtrise un pan vaste de la littérature sur l'histoire du corps et sur celle des écrits personnels. Elle signale dans son introduction les

travaux marquants qui déconstruisent les a priori biologiques pour questionner les limites entre le discours et la corporéité, entre l'expérience du corps et le corps vécu, tout en élaborant une méthodologie pragmatique qui consiste à aborder le texte en tenant compte des notions de discours, d'expérience du corps, de la construction (Konstruiertheit) et de la formation (Formiertheit) du corps (p. 13).

Rendre compte d'un texte aussi nuancé et proche de ses sources que celui de Piller tient de la gageure. Le premier chapitre (Corps et parcours de vie) porte sur la cohérence des interprétations de santé de Hans Caspar Hirzel (1746–1827) et Johann Caspar Escher (1678–1762) avec leur statut et leurs activités. Piller montre bien à quel point ces auteurs participent eux-mêmes à élaborer un discours sur leur corps. Escher, par exemple, explique sa bonne santé par une prise en charge efficace par lui-même, basée sur la raison, le travail, la sobriété et la discipline, hissant ainsi sa bonne santé en preuve d'un succès personnel. Le champ du couple est pensé dans un deuxième chapitre (Corps dans le mariage) à partir de textes portant sur des échecs matrimoniaux. Ce choix est étonnant, mais se justifie par l'exposition dans ces textes des attentes et des représentations du couple par ces auteurs (p. 75). L'idée force que Piller tire de ces écrits est la position centrale du corps de la femme en tant qu'enjeux dans ces conflits et le rôle important joué par l'autre membre du couple en cas de maladie (p. 88). Dans son troisième chapitre (Naissance et parentalité), Piller remet en question nombre d'a priori qui font office de dogmes dans l'historiographie sur l'enfance et la vie familiale. Elle remet en cause, par exemple, la conviction que la mention lapidaire de naissances dans les livres de raison signifierait un manque d'émotion des parents, en montrant que ces récits répondent aux critères formels du genre. En dépit de la concision des textes, la lecture de Piller apporte nombre d'informations sur l'importance d'avoir enfant à son sein (p. 118), les frontières floues entre une naissance «heureuse» et «malheureuse» (p. 134–136), etc. Le quatrième chapitre (Corps et éducation) aborde la question de l'éducation des corps d'adolescents à travers les écrits personnels de Johann Rudolf Huber (176–1806) et d'Anna Katharina Mühl-Ryhiner (1761–1800) qu'elle confronte aux discours normatifs en société pour montrer comment l'intériorisation de ces discours peut être saisie dans l'écriture de ces adolescents (p. 203). Dans un dernier chapitre (Malades, maladies et culture médicale) Gudrun Piller investit le concept stimulant de «culture médicale». Le concept est défini comme comprenant les moyens d'appréhender, de donner sens et de gérer la maladie à une époque donnée (p. 205). L'approche littéraire et historique de Piller lui permet de tirer un maximum des récits de maladie qu'elle aborde, restituant dans la mesure du possible les récits dans la logique de leur auteur. Elle décrit la médecine symptomatique du temps, relève pertinemment l'usage limité du terme patient et, surtout, la nature peu «passive» de l'attitude de cet acteur (pp. 229–230). Piller met ainsi en scène la maladie dans son environnement social, aborde les concepts importants dans la conceptualisation de la maladie (est-elle «dangereuse»? ). Le cœur du chapitre s'organise autour d'un récit autobiographique par Johann Rudolf Huber (1766–1806) sur une maladie qu'il eut en 1792–1793.

Méthodologiquement prudente et systématique, Gudrun Piller apporte un regard critique sur ses sources, soulignant à la fois leur richesse, et leur aporie. Par l'attention constante qu'elle prête aux enjeux historiographique, elle parvient à remettre en question nombre d'idées reçues et à mettre en valeur le potentiel des écrits personnels. Cela dit, l'ampleur de son panorama affaiblit la probléma-

tique générale. Quelle est, finalement, l'objet de sa démonstration? Des modalités particulières de gestion et de contrôle du corps, sans doute, mais ces idées tendent à être noyées dans une foule d'informations intéressantes, mais non pas forcément utiles à son propos. Le recours presque systématique (dans 4 des 6 chapitres) à des textes qui lui servent de références, tend à focaliser l'attention du lecteur sur les particuliers sans qu'il puisse toujours savoir si l'attitude ou la pratique soit commune ou extraordinaire par rapport à d'autres textes similaires. La mention, par exemple, ajoutée à la fin du chapitre sur l'autobiographie d'Escher qui observe attentivement son propre corps, qu'il n'est pas le seul auteur à agir ainsi, laisse le lecteur sur sa faim: n'y a-t-il pas différentes façons de «s'observer»? En somme, si le travail de Gudrun Piller ne comporte pas une thèse forte, elle introduit une série de thèses originales sur un ensemble de problématiques peu accessibles sans le recours à des écrits personnels. *Philip Rieder, Genève*

Andreas Würigler (Hg.): **Grenzen des Zumutbaren. Erfahrungen mit der französischen Okkupation und der Helvetischen Republik (1798–1803)**. Basel, Schwabe Verlag, 2011, 123 S., Abb.

Der ansprechend gestaltete Sammelband enthält die Beiträge eines Panels der 2. Schweizerischen Geschichtstage 2010 mit dem Rahmenthema «Grenzen», das Andreas Würigler, Privatdozent an der Universität Bern, Gelegenheit bot, den Erfahrungen der Schweizer Bevölkerung mit den französischen Okkupanten und mit der Helvetischen Republik nachzugehen und zusammen mit ausgewiesenen Fachleuten die «Grenzen des Zumutbaren» bei Individuen und Gruppen auszuloten. Die mit der Besetzung durch französische Truppen einhergehende Revolution von 1798 und ihre Folgen wurden von den Zeitgenossen je nach Landesgegend, rechtlichem Status und wirtschaftlicher Lage unterschiedlich wahrgenommen. Ihre schriftlich festgehaltenen negativen oder positiven Erinnerungen an den grossen Umbruch blieben nicht ohne Wirkung auf die Gedächtnispolitik der Kantone und trugen zur kontroversen Beurteilung der Helvetik durch die Historiographie bei. Wie Würigler einleitend ausführt, waren bei den einen die ideellen, materiellen oder körperlichen Grenzen des Erträglichen rascher erreicht als bei den anderen. Die Autorin und die Autoren der fünf qualitativ hochstehenden Fallstudien analysieren anhand verschiedener Akteure die Gründe und untersuchen die Reaktionsweisen. Eric Godel beschäftigt sich mit der feindseligen Haltung der Innerschweizer gegenüber der Helvetischen Republik. Eine Mehrheit empfand den Einheitsstaat als Bedrohung der christlichen Religion und den «Franzosenfall» als göttliche Heimsuchung. Die Verteidigung des katholischen Glaubens legitimierte den teilweise gewaltsamen Widerstand gegen die «protestantische» Helvetik und die Zerstörung ihres sichtbarsten Symbols, des Freiheitsbaums. Die Bewahrung der Unabhängigkeit lag in der Befreiungstradition und letztlich im Bewusstsein, einem von Gott auserwählten Volk anzugehören, begründet. Daniel Schläppi behandelt am Beispiel des Gemeinbesitzes die gescheiterte Durchsetzung des Verfassungsgrundsatzes der Gleichheit. Die politische Umwälzung bedrohte die Ortsbürgergemeinden und die Korporationen, die wichtige öffentliche Aufgaben wahrnahmen, in ihrer Existenz. Die Angst vor dem Verlust des Eigentums führte vielerorts zur Aufteilung von Gemeindegütern, was die helvetischen Behörden, welche nicht auf die administrativen Leistungen der Kommunen verzichten konnten und anarchische Zustände befürchteten, in Zugzwang brachte. Da eine Enteignung kollektiver Vermögenswerte

ausserhalb des Denkhorizonts der unter dem Ancien Régime sozialisierten Revolutionäre lag, lösten sie das Problem durch die Beibehaltung der Bürgergemeinden zugunsten der Privilegienverbände und verzichteten auf die Beseitigung struktureller Ungleichheiten aus der Zeit vor 1798. Philippe Oggier setzt sich mit der körperlichen Gewalt der französischen Besatzer gegen Zivilpersonen in den Kantonen Bern und Oberland 1798–1803 auseinander. Er hat in den Quellen 55 Gewalttaten ermittelt, 7 davon mit tödlichem Ausgang. Mehr als die Hälfte ereignete sich im Vorfeld und während des 2. Koalitionskriegs. Die Opfer, von denen viele an den grossen Durchgangsstrassen lebten, entstammten vor allem der ländlichen Unter- und Mittelschicht. Die Männer waren in erster Linie von Misshandlungen betroffen, die Frauen von Vergewaltigungen. Im Unterschied zu anderen Begleiterscheinungen der Okkupation wurden die Gewalttaten gegen Zivilpersonen als besonders bedrückend empfunden und letztlich der von den Besatzungstruppen gestützten helvetischen Regierung angelastet. Oggier beurteilt das Verhalten der Okkupanten als insgesamt «gemässigt», räumt jedoch ein, dass die empirische Basis verbreitert werden müsste. Leider bleiben die Gewaltakte von Schweizern gegen französische Militärpersonen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auch im Kanton Bern vorkamen, unberücksichtigt. Danièle Tosato-Rigo geht näher auf die negativen Aspekte der Revolution in der Waadt ein. Zwischen Januar und März 1798 hatten die Waadtländer Gemeinden die an der französischen Offensive gegen Bern beteiligten Einheiten zu beherbergen und zu versorgen, was einige Kommunen bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten beanspruchte. Danach litt der Kanton Léman bis zum Jahr 1800 unter den ständigen Truppendurchmärschen. Die französischen Oberbefehlshaber bemühten sich, die Übergriffe auf Zivilpersonen in Grenzen zu halten. Auf die von ihnen geforderten «Anleihen» und Kriegsfreiwilligen reagierte die Bevölkerung mit passivem Widerstand. Die helvetischen Behörden und später ebenso die Waadtländer Historiographie würdigten die französische Unterstützung bei der Befreiung von der bernischen Herrschaft und blendeten die unangenehme Seite der militärischen Präsenz Frankreichs erfolgreich aus. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschienen erste Studien über antirevolutionären Widerstand in der Westschweiz. André Holenstein zeigt auf, wie sich der «Übergang» im März 1798 zu einem Fixpunkt der bernischen Erinnerungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelte. Schon ein Jahr nach der Konstituierung der Helvetischen Republik sammelten Anhänger der alten Ordnung Berichte von Augenzeugen über die Geschehnisse im Grauholz. In der Regenerationszeit lieferte die Dokumentierung der revolutionären Ereignisse den Konservativen Argumente im politischen Kampf gegen die Liberalen und begünstigte bei der alten Elite die Tendenz zur Verklärung des Alten Bern. Die systematische Erinnerungsarbeit lag hauptsächlich in den Händen des Historischen Vereins, der von 1852 an zahlreiche Selbstzeugnisse veröffentlichte, die – obschon oft aus grosser zeitlicher Distanz verfasst – aufgrund ihres Quellencharakters von der Forschung rezipiert wurden und unter anderem in Richard Fellers wirkungsmächtige liberalismuskritische Darstellung der Geschichte Berns einflossen. Während das Interesse am Untergang der grössten Stadtrepublik nördlich der Alpen bis heute anhält, muss es für die Periode zwischen 1798 und 1803 noch im 21. Jahrhundert oft zuerst geweckt werden. Es ist zu hoffen, dass der anregende und nützliche Band «Grenzen des Zumutbaren» den Anstoss zu weiteren Forschungen über die Helvetik gibt.

*Andreas Fankhauser, Solothurn*

Daniel Flückiger: **Strassen für alle. Infrastrukturpolitik im Kanton Bern 1790–1850** (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 88). Baden, Verlag hier + jetzt, 2011, 258 S.

Die Arbeit von Daniel Flückiger zum Strassenbau im Kanton Bern zwischen 1790 und 1850, die 2009 als Dissertation an der Universität Bern entstanden ist, präsentiert einen breiten Strauss von Fragestellungen, die der Autor mittels vielfältiger methodischer Zugänge und theoretischer Konzepte zu beantworten sucht. Primär steht die Frage nach den Motoren der modernen Infrastrukturpolitik im Kanton Bern im Vordergrund. Der Autor hinterfragt dabei die lange Zeit gängige These, wonach der Ausbau der Infrastrukturen primär ein Werk der zentralstaatlichen Politik und Bürokratie gewesen sei, und stellt das staatliche Handeln in einen grösseren gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang.

Die Arbeit untersucht einen Zeitraum, der nicht nur für die Strassengeschichte des Kantons Bern, sondern für die Verkehrsgeschichte der ganzen Schweiz von zentraler Bedeutung war. Zwischen 1740 und 1850 erlebte das Schweizerische Mittelland und mit ihm der Kanton Bern einen sukzessiven Ausbau der Hauptstrassen zu befestigten Kunststrassen und Chausseen. Dieser Ausbau führte zu einer Hierarchisierung der Verkehrswege, zur Herausbildung eines grenzüberschreitenden Wegnetzes und zur verkehrstechnischen Integration des schweizerischen Flachlandes. Im Kanton Bern stand im 18. Jahrhundert mit dem Bau der Neuen Aargauerstrasse der Ausbau der Ost-West-Handelsroute im Zentrum der staatlichen Strassenbaupolitik. Der Ausbau beruhte auf wirtschaftspolitischen Erwägungen: Die Angst, vom Handels- und Transitverkehr wegen schlechter Strassen gemieden und umfahren zu werden, war die grösste Motivation für den Bau neuer und den Ausbau bestehender Strassen, was übrigens eine Konstante der schweizerischen Verkehrspolitik bis in die heutige Zeit bleiben sollte. Nach der durch Kriegswirren und Finanzknappheit bedingten Einstellung der Bauprojekte während der Helvetik lancierte Bern nach 1815 mit der Sustenstrasse und der Simmentalstrasse erstmals Bauprogramme in den Bergregionen des Kantons, wobei diese Bauvorhaben nicht nur zur Förderung des Warenverkehrs gedacht waren, sondern auch als Beschäftigungsmöglichkeit für die arme Bevölkerung.

Einen regelrechten Strassenbauboom erlebte der Kanton Bern ab 1831 nach dem Wechsel zur liberalen Regierung. Diese forcierte primär aus volkswirtschaftlichen Erwägungen den flächenhaften Ausbau des Wegnetzes im ganzen Kanton, um den Warenverkehr auch in den peripheren und bisher schlecht erschlossenen Gebieten wie dem Emmental, dem Oberland oder dem Schwarzenburgerland zu verbessern. Daniel Flückiger hat berechnet, dass der Kanton in dieser Phase die Netzdichte seiner Staatsstrassen von 80 auf 280 Meter pro Quadratkilometer ausbaute, womit er bereits nahe an die heutige Netzdichte von 350 Meter/km<sup>2</sup> herankam. Wie der Autor aufgrund der Auswertung der bernischen Staatsrechnungen nun belegen kann, bescherte diese Parforceleistung dem Staat erstmals einen Negativsaldo in der Strassenrechnung, indem die Ausgaben für Strassenneubauten und -unterhalt die Einnahmen aus Weggeldern und Zöllen überstiegen. Die Zeit des liberalen Strassenbaus zwischen 1830 und 1850 erweist sich aus zweierlei Hinsicht als spannende Phase in der schweizerischen und bernischen Strassengeschichte: einerseits brachte der Bauboom dieser Jahre die wohl grundlegendste Änderung der Strassensituation mit sich, indem man nicht mehr nur auf die Transitrouten, sondern auch auf den Ausbau eines regionalen Hauptstrassen-



netzes setzte. Andererseits führten die oft heftig geführten Diskussionen zwischen Verfechtern regionalpolitischer versus handelspolitischer Argumente zu einer Politisierung des Strassenbaus.

Daniel Flückiger stellt die Strasseninfrastrukturgeschichte Berns in einen direkten Zusammenhang mit der Herausbildung einer modernen Staatsverwaltung bis 1850. Damit legt er das Augenmerk auf einen spannenden Aspekt der Verkehrsgeschichte. Nicht nur die Zahl und die Grösse der einzelnen Strassenbauprojekte, sondern auch der stetig zunehmende Bedarf an Unterhaltsarbeiten – nicht zuletzt bedingt durch die zahlreichen neuen Strassen – erforderten zusätzliches und gut ausgebildetes Personal sowie die Äufnung neuer Finanzierungsquellen. In Bern kam es 1818 zur Schaffung einer allerdings noch mehrheitlich ehrenamtlich arbeitenden Strassenkommission, aus der sich erst 1836 das Baudepartement mit fest angestellten Bezirksingenieuren und Strasseninspektoren entwickeln sollte. Anders als in anderen europäischen Staaten verlief die Professionalisierung der bernischen Strassenverwaltung damit eher gemächlich und wurde noch in der Phase des Baubooms der 1830er-Jahre primär von ehren- oder nebenamtlich arbeitenden Kommissionsmitgliedern, Landvögten und Gemeindevertretern getragen. Wichtigere Faktoren der Professionalisierung des bernischen Strassenbaus waren dagegen der zunehmende Einbezug privater Bauunternehmer, die allmähliche Ablösung der Fronarbeit durch bezahlte Lohnarbeit und die Schaffung eines Strassenfonds als neue Finanzierungsmöglichkeit, um die Finanzierung von Strassenbauprogrammen langfristig zu garantieren.

Anhand zweier Fallbeispiele, der Simmentalstrasse im Berner Oberland und der Wannenschluchtstrasse im Emmental, erarbeitet der Autor die vielfältigen Aspekte der Verflechtung von Infrastrukturprojekten und politischem Diskurs, der Verwaltungsmodernisierung und der Zusammenarbeit zwischen Staat und Gemeinden. Dabei weist er den Gemeinden eine zentrale Bedeutung nicht nur beim Bau, sondern auch beim Unterhalt der neuen Strassen zu. Dank einer vom bernischen Strasseninspektor zwischen 1820 und 1837 konsequent eingesetzten billigeren Strassenbautechnik sparte der Staat Kosten für Baumaterial und teure Facharbeiter, während der Aufwand der Gemeinden, die für den Transport, das Zerkleinern und die Verteilung des Strassenschotter verantwortlich waren, so hoch blieb wie bisher. Die Anfänge einer modernen Infrastrukturpolitik wurden damit im Kanton Bern gemäss Ansicht des Autors zu grossen Teilen von den Gemeinden getragen. Erst mit dem Machtwechsel von 1831, bei dem die regionalen Eliten an politischem Einfluss gewannen, setzte eine Neuverteilung der Unterhaltslasten zwischen Gemeinden und Staat ein. Der Autor betont damit die zentrale Bedeutung der regionalen und lokalen Eliten für eine erfolgreiche Umsetzung der staatlichen Infrastrukturpolitik und formuliert daraus seine Schlussfolgerung, dass der bernische Staat nur dank dem starken Einbezug der Gemeinden eine moderne Infrastrukturpolitik betreiben konnte.

Die Arbeit von Daniel Flückiger vermittelt dank ihrer vielfältigen Fragestellungen und methodischen Zugänge neue und bemerkenswerte Erkenntnisse zur bernischen und schweizerischen Infrastruktur- und Verkehrsgeschichte, zur Verwaltungs- und Institutionengeschichte, zur Elitenforschung und zur Rolle der politischen Akteure. Mit ihren Ergebnissen zur Rolle der Gemeinden im Strassenbau und -unterhalt relativiert sie den bisherigen Forschungsstand, der die zentralen Verwaltungen als die hauptsächlichen Agenten des vormodernen Strassenbaus ansah, und eröffnet damit eine wichtige neue Sichtweise auf den

Wandel der Infrastrukturpolitik im 18. und 19. Jahrhundert. Die Arbeit von Daniel Flückiger leistet einen wichtigen und lesenswerten Beitrag zur Erforschung der bisher von der Geschichtswissenschaft eher stiefmütterlich behandelten Sattelzeit zwischen Ancien Régime und modernem Verwaltungsstaat.

*Erika Flückiger Strebel, ViaStoria*

Cédric Humair, Laurent Tissot (dir.): **Le tourisme suisse et son rayonnement international. «Switzerland, the playground of the world»**. Lausanne, Antipodes, 2011, 222 p.

Cet ouvrage collectif est le premier résultat d'une recherche de trois ans menée sous l'égide du FNS pour évaluer la *success story* du tourisme suisse dans l'Arc lémanique entre 1852 et 1914. Il interroge, en deux volets, les composantes matérielles et immatérielles qui ont contribué, durant la Belle Époque, à forger un «modèle» touristique et pointe également ses limites.

En effet, si le territoire helvétique passe dès le XVIII<sup>e</sup> siècle d'un lieu de transit à un lieu de séjour, porté à la fois par un imaginaire littéraire mais aussi par de nouveaux *habitus* de voyage comme l'attrait des sommets alpins (le Cervin devient un sanctuaire...) ou le thermalisme, c'est au cours de son industrialisation au XIX<sup>e</sup> siècle que se développe un savoir-faire touristique. La Suisse devient une destination de choix grâce au chemin de fer, aux apports de la modernisation et à une figure emblématique: le palace qui, selon Michelle Perrot, combine le modernisme technique anglosaxon et le goût français du cérémonial de Cour pour fidéliser les élites européennes. La Suisse choisit de mettre l'hôtel urbain et mondain à la montagne, un subtil assemblage illustrant l'imaginaire touristique qui voit «la modernité devenir une tradition et la tradition s'inscrire dans une modernité», écrit Laurent Tissot. Ainsi, «par sa précocité, le tourisme suisse établit des normes, codifie les comportements, formalise des concepts qui dépassent rapidement le cadre national pour être repris, au travers de nombreuses modalités, dans différentes parties du monde sous le vocable de petites Suisses». Les espaces touristiques qui ont été «*suisséifiés*» ne manquent pas. De par le monde, le chalet ou le village suisse se vendent comme le modèle helvétique et en 1893, c'est le savoir-faire qui s'exporte. La première Ecole Hôtelière qui se crée à Lausanne sert de modèle à celle de Paris... entre autres.

Si le tourisme est désormais devenu un objet d'étude des historien-ne-s qui, depuis une génération, ont contribué à le concevoir comme tel, les recherches à mener sont encore importantes, notamment pour ce qui a trait à la Suisse. Comme le rappelle Cédric Humair après avoir dressé un essai de périodisation, la lacune historiographique est grande: reconstituer systématiquement l'histoire de l'offre touristique suisse. En reprenant le concept de système sociotechnique élaboré par Thomas Hughes et appliqué par Laurent Tissot à l'analyse du tourisme, les auteurs considèrent leur objet comme un phénomène complexe à étudier où les données techniques, de savoir-faire, économiques, politiques, culturelles et symboliques s'enchevêtrent. Cet ouvrage est une part de l'édifice en construction et se centre sur deux aspects: le rôle de la technicité et de l'imaginaire.

En parcourant les divers cas d'études, nous découvrons que les relations qu'entretiennent la technicité et le tourisme sont en effet complexes et peuvent parfois étonner. L'industrie touristique peut ainsi se convertir en laboratoire ou espace d'expérimentation comme le montre Julie Lapointe en étudiant la place de l'ascenseur dans le prestige technique d'un hôtel à la Belle Époque. Vu comme

une forme de mobilité audacieuse qui fascine les touristes, son installation est un défi financier et un accident coûte cher à l'image... D'autres innovations techniques deviennent aussi un gage de distinction symbolique, et ne sont pas exemptes de risque. C'est le cas du funiculaire qui, pour Marc Gigase, établit des synergies entre tourisme et chemins de fer de montagne. Cette facilité qui contribue à la domestication de la montagne est à l'origine de succès dans l'Arc lémanique, comme les Rochers de Naye, mais peut aussi se révéler un fiasco, comme le Salève, dont la fréquentation n'a pas comblé les attentes des promoteurs. L'intégration de la technicité constitue aussi un argument économique qui permet à des entrepreneurs helvétiques d'exploiter les acquis, à l'instar du transfert de capitaux, de savoir-faire et de clientèle genevois dans le développement de la station thermale d'Evian au XIX<sup>e</sup>, que présente Françoise Breuillard-Sottas ou le cas des rayons X qu'analyse Florian Kissling. Introduits pour le diagnostic médical dans les stations thermales et de santé, ils permettent à certains médecins de s'enrichir. À l'inverse, les entrepreneurs touristiques renoncent parfois à l'innovation car elle fait ombrage à l'image traditionnelle recherchée. C'est le cas sur les bateaux-vapeur du lac Léman où, selon Stefano Sulmoni, ils refusent le moteur diesel considéré trop bruyant et conservent la roue à aube. L'intégration des innovations dans le tourisme est donc sélective et sa valeur peut se révéler relative.

Cet impératif de «tradition» s'inscrit dans l'autre dimension explorée dans cet ouvrage collectif: la diffusion de l'imaginaire helvétique. La propagande déployée, en France, par les acteurs du tourisme suisse, les représentants économiques et diplomatiques de la Confédération au cours de la crise des années trente en témoigne. Pour Roberto Caravaglia, le discours tente de véhiculer l'imaginaire traditionnel, tout en procédant à des adaptations qui permettent de mieux toucher la clientèle visée. Les efforts propagandistes de l'État s'illustrent aussi par le biais de la radiodiffusion, à travers la collaboration entre l'Office national suisse du Tourisme (ONST) et la Radio Suisse (SSR). L'originalité de ce media, selon Raphaëlle Ruppen Coutaz, réside dans la création d'une publicité indirecte par souci de «radiogénie». La destination touristique n'est pas «vendue» frontalement. Elle est suggérée par le biais de reportages culturels, de romans feuilletons, de présentation d'expositions, d'interviews, de concours, etc. Dans le sillage de la diplomatie culturelle qui devient un axe stratégique de la politique extérieure de la Confédération, la SSR occupe ainsi une place discrète, mais importante, dans le concert des institutions chargées de promouvoir la Suisse.

Malgré ces exemples de mobilisations, la promotion touristique n'est pas inconditionnelle et se heurte parfois à des résistances sociales et politiques, comme dans le cas de l'interdiction de l'implantation d'établissements pratiquant les jeux de hasard à Lausanne et Genève. Mathieu Narindal montre que les intérêts touristiques susceptibles de ternir l'image de perfection morale provoquent la résistance de certains milieux, ce qui aboutit en 1920 au succès de l'initiative populaire contre les casinos.

Cette étude sur *Le tourisme suisse et son rayonnement international* offre donc un aperçu d'une analyse sociotechnique de l'âge d'or de l'offre touristique helvétique qui reste à compléter. S'il ne s'agit pas d'un ouvrage qui se veut exhaustif et s'il convient de regretter l'absence d'une bibliographie générale sur le sujet, sa lecture est à encourager vivement car il s'agit d'une démarche exploratoire riche et prometteuse, renouvelant le sujet et couvrant une période proto-statistique, un

défi que les auteurs relèvent avec rigueur et nuances, déconstruisant ce «rêve alpin», cette utopie de la perfection qui se brise sous le poids de la concurrence, des effets collatéraux, des configurations changeantes qui forcent à l'hétérogénéité. Le mythe de la *success story* helvétique est ainsi revisité, expliqué, mais aussi ébranlé par des historien-ne-s critiques et stimulants, ce qui est bien appréciable dans le domaine.

Mari Carmen Rodríguez, *Petit-Lancy*

Serge Reubi: **Gentlemen, prolétaires et primitifs: institutionnalisation, pratiques de collection et choix muséographiques dans l'ethnographie suisse, 1880–1950.** Berne, Peter Lang, 2011, 753 p.

Tiré de sa thèse défendue en 2008 sous la direction de Laurent Tissot et Claude Blanckaert, l'ouvrage de Serge Reubi propose une histoire de l'ethnographie suisse entre les années 1880<sup>2</sup> et les années 1950.<sup>3</sup>

S'inspirant des travaux de Blanckaert, l'auteur propose d'aborder l'histoire de l'ethnographie suisse «à travers le prisme des institutions» (p. 13), car celles-ci «sanctionnent un état de savoir et une reconnaissance sociale, et contribuent simultanément à l'établissement de la norme sanctionnée» (p. 77). L'auteur identifie les trois types d'institutions ayant joué un rôle dans l'histoire de l'ethnographie suisse: les sociétés savantes, les musées, et les universités. Pour analyser le rôle de chacune, il concentre son analyse sur les institutions basées dans trois villes: Bâle (musée ethnographique, séminaire universitaire, société bâloise des sciences naturelles, société d'ethnographie et de géographie), Neuchâtel (musée d'ethnographie, enseignement universitaire, société de géographie) et Genève (musée d'ethnographie<sup>4</sup>). L'auteur ajoute à cette liste une société a-topique: la Société suisse d'anthropologie et d'ethnologie.

Pour chacune de ces institutions, l'auteur s'intéresse à leur histoire, leur fonctionnement, leur financement. Mais ce sont surtout aux acteurs de ces institutions, à leurs stratégies, leurs intérêts, leurs réseaux, que l'auteur se consacre. Il propose ainsi une micro-histoire de l'ethnographie suisse à travers les parcours de ses principaux promoteurs: les frères Fritz et Paul Sarasin, Leopold Rütimeyer, Felix Speiser, Paul Wirz, etc., à Bâle; Charles Knapp, Théodore Delachaux, Henri-Alexandre Junod, etc., à Neuchâtel, Eugène Pittard et Marguerite Dellenbach à Genève.

Cette focalisation sur les acteurs explique le titre de l'ouvrage, *Gentlemen, prolétaires et primitifs*, puisque celui-ci rend hommage aux acteurs impliqués dans le développement de l'ethnographie en Suisse. Les gentlemen, qui proviennent de la très grande bourgeoisie protestante et urbaine, sont «les fondateurs des institutions ethnographiques vers 1890». Les prolétaires sont les acteurs qui «professionnalisent, disciplinarisent et popularisent le domaine de recherche». Les primitifs «sont tout à la fois l'objet de l'ethnographie, et l'enjeu et l'arbitre du conflit entre ces deux conceptions de la science» (p. 2).

2 C'est au cours des années 1880 que «se mettent en place les conditions de possibilités qui autorisent l'émergence des premières institutions ethnographiques en Suisse autour de 1890» (p. 23).

3 Au milieu du XX<sup>e</sup> siècle, l'ethnographie suisse «est devenue un champ unifié dans lequel, en dépit des différences linguistiques ou épistémologiques, les savants circulent» (p. 23).

4 Genève est en effet «la seule à créer un musée isolé qui ne jouit de l'appui ni d'une société savante, ni d'un enseignement universitaire» (p. 21–22).

L'étude de ces institutions permet à l'auteur d'observer que l'institutionnalisation de l'ethnographie en Suisse a suivi une voie originale par rapport à celle constatée dans des pays comme la France, l'Allemagne ou l'Angleterre. Dans ces pays, l'institutionnalisation de l'ethnographie a commencé par la création de sociétés savantes dédiées à cette nouvelle discipline, et seulement après par la fondation de musées et de chaires à l'université. En Suisse en revanche, l'institutionnalisation a débuté par la création de musées, s'est poursuivie avec l'entrée de la discipline dans les universités à la veille de la première guerre mondiale, avant de s'achever par la création de sociétés savantes au début de l'Entre-deux-guerres.

Outre le processus d'institutionnalisation, l'auteur souligne plusieurs spécificités suisses: l'absence de conflit entre tradition philologique et tradition naturaliste qui apparaît dans les autres pays comme constitutif de la naissance de l'ethnographie, la faible intégration de l'ethnographie dans le réseau scientifique suisse et sa faible influence au niveau international, l'absence d'empire colonial suisse, ou la mainmise des élites sur la discipline, alors qu'ailleurs en Europe, elle «constitue un tremplin social» (p. 9).

Dans la seconde partie de l'ouvrage, suivant la voie ouverte par Bruno Latour, l'auteur examine les pratiques scientifiques. Il commence par les pratiques scientifiques sur le terrain, en étudiant le choix des terrains, le financement des expéditions, leur préparation, les conditions de travail sur le terrain, etc. Il nous mène ainsi sur les traces des frères Sarasin à Ceylan, Célèbes et en Nouvelle-Calédonie, ou sur celles de Felix Speiser en Arizona, aux Nouvelles-Hébrides et au Brésil. Il considère ensuite les pratiques scientifiques *at home*, en particulier les politiques d'acquisitions d'objets, les systèmes de classement, les choix muséographiques, etc. L'auteur peut ainsi montrer que contrairement au processus d'institutionnalisation, qu'il «s'agisse des pratiques de terrain ou des activités muséales, l'ethnographie suisse s'accorde [...] pleinement aux normes en vigueur» (p. 650), c'est-à-dire: la persistance de la primauté accordée à la culture matérielle, le développement tardif de l'enseignement universitaire, l'inscription de l'ethnographie dans le paradigme naturaliste, etc.

Au final, l'ouvrage est une contribution importante à l'histoire de l'ethnographie suisse, très peu étudiée jusqu'ici, mais aussi à l'historiographie des sciences humaines qui jusqu'à présent n'a que peu intégré les apports de la sociologie des sciences, notamment parce qu'elle était «le fait de chercheurs établis et reconnus dans le champ disciplinaire étudié qui ont en conséquence produit une historiographie disciplinaire» (p. 3). *Lionel Gauthier, Genève*

**Sonja Matter: Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960).** Zürich, Chronos, 2011. 421 S.

In den letzten Jahren ist die Soziale Arbeit im entstehenden Schweizer Sozialstaat vermehrt in das Blickfeld der Forschung geraten. Sonja Matters Arbeit thematisiert die Geschichte der Professionalisierung der Sozialen Arbeit und schliesst eine Forschungslücke in der Schweizer Sozialstaatsgeschichte. Im Fokus der in einer geschlechtergeschichtlichen und transnationalen Perspektive angelegten Untersuchung liegen die treibenden Kräfte hinter der Professionalisierung der Armen- und Bedürftigenfürsorge sowie deren vielfältigen und bislang kaum untersuchten transnationalen Netzwerke. Zu diesen Kräften gehörten wesentlich die von Männern geprägte Schweizerische Armenpflegerkonferenz als Promotor

einer modernisierten öffentlichen Fürsorge, sowie Exponentinnen der frühen Frauenbewegung, die auf eine Professionalisierung der meist von Frauen getätigten privaten Sozialen Arbeit abzielten. In einer intersektionellen Perspektive untersucht die Autorin, wie Geschlecht, Schicht und Religionszugehörigkeit die Ausgestaltung der Sozialen Arbeit beeinflusste. Dabei thematisiert sie auch die bislang in der Forschung kaum berücksichtigten Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der katholischen und der konfessionell «neutralen» Sozialen Arbeit.

Die gut strukturierte und leicht lesbare Arbeit ist chronologisch in drei Teile unterteilt: Sie beginnt mit den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, in denen verschiedene Expertengruppen eine Verwissenschaftlichung der traditionellen Armenfürsorge anstrebten, mittels Etablierung von Ausbildungsgängen und Fachkonferenzen. Im zweiten Teil der Arbeit geht es um die Wissensproduktion in der Sozialen Arbeit in den 1920er bis 1940er Jahren. Der dritte Teil schliesslich dreht sich um Kontinuitäten und Wandel der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Nachkriegszeit.

Sonja Matter zeigt das spannungsreiche Konkurrenzverhältnis zwischen den weiblichen und den männlichen Akteuren auf. Bürgerliche Frauen gründeten seit den 1910er Jahren Soziale Frauenschulen, die sich rasch zu etablieren vermochten. Diese Schulen schafften es, in der ersten Jahrhunderthälfte den Professionalisierungsverlauf der Ausbildungspraxis in Sozialer Arbeit wesentlich zu beeinflussen. Das Ziel der Schulen war nicht zuletzt, bürgerlichen Frauen neue Erwerbsmöglichkeiten zu eröffnen. Die katholischen Sozialen Frauenschulen wollten zudem nicht nur die weibliche, sondern auch die katholische Perspektive in den liberal-protestantisch geprägten Bundesstaat einbringen. Sie orientierten sich in ihren Lehrinhalten bis in die 1950er Jahre an der katholischen Glaubens- und Soziallehre.

Die 1905 gegründete Schweizerische Armenpflegerkonferenz stellte den Anspruch der Frauen in Frage, wesensbedingt für die Soziale Arbeit prädestiniert zu sein, und versuchte, für sich eigene Expertenpositionen und Arbeitsfelder abzustecken sowie die Armenfürsorge gegen die Einflussnahme der Frauen zu verteidigen. Dies gelang ihr auch in einigen zentralen Punkten, indem Frauen kaum in Schlüsselpositionen der öffentlichen Fürsorge gelangten. Die Armenpflegerkonferenz entwickelte sich ferner rasch zu einer staatsnahen Kommunikationsplattform, die unter weitgehendem Ausschluss der Frauen der Vernetzung von Fürsorgebehörden und -politikern diente und den politischen Diskurs zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu dominieren vermochte. Lange Zeit erfolglos, nämlich bis 1961, blieben jedoch ihre wiederholten Bemühungen, die Soziale Arbeit auf Universitätsebene zu verankern.

Dieser ausseruniversitäre und forschungsferne institutionelle Rahmen der Sozialen Arbeit beeinflusste deren Wissensproduktion massgeblich. Die schweizerische Soziale Arbeit blieb stark praxisorientiert und leistete bis in die 1960er Jahre keine eigene Forschungsarbeit. Auch eine Methodendiskussion blieb bis zum Zweiten Weltkrieg bruchstückhaft, wenig reflektiert und fundiert.

Die schweizerische Soziale Arbeit orientierte sich seit dem frühen 20. Jahrhundert wesentlich an internationalen Vorbildern und rezipierte – begleitet von Widerständen und teilweise um Jahre verzögert – deren Ansätze. Während die Wegbereiterinnen der Sozialen Arbeit Ansätze bevorzugten, die auf ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Hilfsbedürftigen und Helfern abzielten (in den

Anfängen das aus England stammende Settlement-System und seit den 1950er Jahren die amerikanische Social-Casework-Methode), orientierten sich die Exponenten der Armenpflegerkonferenz in erster Linie an einer rationellen, objektiven und individualisierten Einzelfallhilfe in der Tradition der deutschen Fürsorgemodelle des Elberfelder und Strassburger Armensystems. In den 1920er bis 1940er Jahren gewannen psychiatrische und eugenische Denkansätze in ihrem Fürsorgediskurs an Deutungsmacht.

Es waren in erster Linie die Frauen, die sich in den 1950er Jahren für die Integration der Social-Casework-Methode einsetzten und damit einen Wandel in der schweizerischen Sozialen Arbeit einleiteten. Dieser Ansatz, der anstelle der stark paternalistischen und disziplinierenden Fürsorgepraktiken eine vermehrt partnerschaftliche Soziale Arbeit unter Berücksichtigung der Menschenrechte propagierte, fand Eingang in die Fürsorgedebatten der 1950er und 1960er Jahren, wobei Exponentinnen der Sozialen Frauenschulen ein Expertenstatus zukam. Den traditionellen Methoden der Armenpflegerkonferenz hingegen wehte verstärkt ein rauher Wind entgegen.

Sonja Matters gelungene Arbeit ist fundiert recherchiert und methodisch reflektiert. Sie liefert einen wichtigen Puzzlestein zum besseren Verständnis der spezifischen Ausprägungen und Entwicklungslinien des schweizerischen Sozialstaates. Spannend wird sein, ihre Erkenntnisse über die Methodendiskussion und die vermittelten Lehrinhalte in der Sozialen Arbeit mit der Fürsorgepraxis zu vergleichen.

*Sabine Jenzer, Zürich*

Béatrice Ziegler, Bernhard C. Schär, Peter Gautschi, Claudia Schneider (Hg.): **Die Schweiz und die Shoa. Von Kontroversen zu neuen Fragen.** Zürich, Chronos, 2012, 173 S.

Das Zentrum für politische Bildung und Geschichtsdidaktik der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz organisiert seit 2010 zusammen mit der Professur für die Didaktik der Gesellschaftswissenschaften an der gleichen pädagogischen Hochschule Anlässe, die sich mit Themen und Fragen im Kontext des Holocaustgedenktagess befassen. Der vorliegende Band dokumentiert die erste wissenschaftliche Tagung der Reihe «Erinnern – Verantwortung – Zukunft», die im Januar 2011 stattfand und die in drei Sektionen aufgeteilt war.

In der ersten Sektion geht es um die «Vorstellungen von der Shoa in der Schweiz heute». Nicole Peter und Nicole Burgermeister untersuchen in ihrem Beitrag «Der Holocaust und die Schweiz» das Geschichtsbild von insgesamt 72 erwachsenen Schweizerinnen und Schweizern, die sich in Gruppendiskussionen über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg unterhielten (S. 19–28). Die Autorinnen kommen unter anderem zum Schluss, dass eine kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht so sehr eine Frage des Alters, sondern der sozialen, politischen und ideologischen Identität der Gesprächsteilnehmenden war. Im nächsten Beitrag, der leider in einem schwer lesbaren Wissenschaftsjargon geschrieben ist, geht Carsten Quesel der Frage nach, «wie sich die Debatte über die Rolle der Schweiz im Kontext des Zweiten Weltkriegs auf die politische und moralische Sozialisation von Jugendlichen mit Schweizer Staatsangehörigkeit auswirkt» (S. 29–46). Er zeigt in seiner quantitativ angelegten Untersuchung, dass eine Minderheit von Jugendlichen an eine gerechte Weltordnung glaubt und daher zu «machiavellistischen und isolationistischen

Positionen» tendiert, welche letztlich dazu führen, dass die Kritik an der Schweiz und ihrer Rolle im Zweiten Weltkrieg vehement zurückgewiesen wird. Im dritten Beitrag der ersten Sektion untersucht Miryam Eser Davolio eine in den Jahren 1997 und 1998 durchgeführte Unterrichtsintervention (S. 47–62). Ziel dieser Unterrichtsintervention zum Thema «Judenverfolgung und Holocaust» war es, antisemitisches und rassistisches Gedankengut zu verändern. In der qualitativen Auswertung der Resultate mittels Interpretation von Schüleraussagen hatte die Unterrichtsintervention Erfolg. Die quantitative Evaluation zeigt jedoch genau das Gegenteil: Die Jugendlichen, welche die Unterrichtsintervention miterlebten, weisen bei einer Nachbefragung ausgeprägtere antisemitische und holocaustverleugnende Werte auf als die Kontrollgruppe. Die Autorin erklärt sich diesen «eklatanten Bumerangeffekt» damit, dass die Begegnung mit betagten Holocaustüberlebenden keine wirkliche Nähe zu den Jugendlichen herstellen konnte; es gab sogar Jugendliche, die sich während der Erzählung eines Zeitzeugen demonstrativ gelangweilt zeigten oder gar einschliessen. In einer Klasse gelang es hingegen, das antisemitische Vorurteil signifikant abzubauen: dort war es einer der Schüler, der erstmals über seine jüdische Religionszugehörigkeit sprach, der seine Mitschüler beeindruckte. Dies zeigt, wie wichtig der Peer-Effekt beim Abbau von Vorurteilen ist.

Die zweite Sektion steht unter dem Titel «Vielfalt der Erinnerungstraditionen». Im ersten Beitrag referiert Susanne Businger den bisherigen Forschungsstand zum Thema Fluchthilfe in geschlechtergeschichtlicher Perspektive («Unbesungene Heldinnen», S. 69–83). Von grossem historiographischem Interesse ist der zweite Beitrag dieser Sektion: Zsolt Keller behandelt die schwierige Rolle des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes SIG nach 1945 (S. 85–102). An drei Fallbeispielen zeigt er, dass die schweizerischen Behörden kurz nach Kriegsende dem schweizerischen Judentum gegenüber etliche Sensibilität vermissen liessen. So wurde dem SIG eine Kirchensteuer auferlegt, gegen die der SIG erst in zweiter Instanz erfolgreich Rekurs einlegen konnte; die Zwangsnamen Israel und Sara wurden vom Steueramt Zürich zwar entfernt, es bedurfte aber einer Intervention der Pressestelle Juna des SIG. Und dass noch 1949 im Kanton Aargau ein Formular zirkulierte, das einem den Nürnberger Gesetzen folgenden «Ariernachweis» gleichkam, zeigt, dass das Wissen um die Shoa bei den schweizerischen Behörden auch nach 1945 ausgeblendet wurde. Den Abschluss der Sektion bildet ein Beitrag von Beat Hodler, der sich mit dem Theaterstück «Gsetz und Gwüsse» befasst (S. 103–128). Dieser Vierakter wurde 1941 von Mathilde Lejeune-Jehle in Mundart verfasst und kritisiert die schweizerische Flüchtlingspolitik. Beat Hodler zeigt, dass das Volkstheater der 1930er und 1940er Jahre allgemein sehr viel weniger «harmlos» war als gemeinhin angenommen. Das Stück wurde während des Kriegs mehrmals aufgeführt, fand jedoch keinen Verlag, da die zuständige Zensurstelle der Autorin empfahl, auf eine Publikation zu verzichten. Nach 1945 jedoch geriet das Stück rasch in Vergessenheit. Hodler zieht den Schluss: «Das Stück schien 1941/42 zu früh, in der Nachkriegszeit dann zu spät zu kommen.»

Die dritte Sektion unter dem Titel «Über die Sackgasse bisheriger Perspektiven hinaus» umfasst zwei Beiträge. Jan Surman ordnet die US-amerikanische Restitutionspolitik gegenüber der Schweiz in der Kriegs- und Nachkriegszeit ein (S. 133–148). Erst nach dem Mauerfall weitete sich die Restitutionsfrage von Osteuropa in Richtung Westen aus und erfasste immer mehr Staaten. Die Schweiz



geriet unter Druck, wobei es nicht mehr allein um die Rückgabe geraubten Eigentums, sondern letztlich um eine kritische Auseinandersetzung mit Geschichtsbildern ging. Der Eizenstat-Bericht von 1997 stellte nationale Geschichtsmymen, nicht nur in der Schweiz, in Frage. Diese Verunsicherung zwang viele Staaten zu einem neuen, «zukunftsbezogenen Erinnerungsnarrativ». Surman bezeichnet das «Stockholm International Forum on the Holocaust» aus dem Jahre 2000 als «Inszenierung eines Gründungsmythos einer neuen westlichen Weltinnenpolitik».

Im letzten Beitrag befasst sich Patrick Kury mit der Rolle medizinisch-psychiatrischer Konzepte beim Umgang mit der Shoa (S. 149–160). Der Kanton Basel-Stadt wurde mehrmals mit Wiedergutmachungsgesuchen von ausgeschafften jüdischen Flüchtlingen konfrontiert. Wurden diese in den 1950er und 1960er Jahren abschlägig behandelt, so gewährte der Basler Regierungsrat 1997 dem 81-jährigen Eli Carmel eine Entschädigung und bedauerte «zutiefst die schwere körperliche und seelische Unbill, die der Betroffene erlitten hat». Der Weg zu diesem neuen Umgang mit dem seelischen Leid von Holocaust-Überlebenden wird aufgezeigt: Während sich 1945 in der Schweiz noch Militärärzte um KZ-Überlebende kümmerten (aber keine Psychiater oder Psychologen), gelangten erst in den 1960er Jahren Impulse aus dem angelsächsischen Raum in die Schweiz, aufgrund derer die psychischen Folgen von Krieg und Verfolgung besser gefasst wurden. Nach dem Vietnamkrieg schliesslich lag mit der Bezeichnung «posttraumatische Belastungsstörung» ein Diagnoseraster vor, mit dem die durch den Krieg hervorgerufenen psychischen Schäden beschrieben werden konnten.

In seinen Schlussbemerkungen (S. 161–170) betont Thomas Maissen die Wichtigkeit der Shoa für die Schule. Indem Lehrpersonen die heranwachsenden Generationen auf die «Verstrickungen unserer Heimat hinweisen, im Positiven wie im Negativen», tragen sie dazu bei, dass Schweizerinnen und Schweizer die Nationalgeschichte durch eine globale Perspektive erweitern können. Gerade Lehrpersonen sollten in zukünftigen Publikationen aus der Reihe «Erinnern – Verantwortung – Zukunft» vermehrt erreicht werden. Dies würde jedoch bedeuten, dass die Autorinnen und Autoren sich noch stärker darum bemühen, auch ein Publikum ausserhalb der Fachhochschule anzusprechen.

*Antonia Schmidlin, Basel*

Caroline Jeannerat, Eric Morier-Genoud, Didier Péclard: **Embroided: Swiss Churches, South Africa and Apartheid.** Zürich/Berlin, Lit Verlag, 2011, 373 p.

In this recently published book on the involvement of Swiss religious organisations in the struggle against apartheid, the authors explore an original and, so far, one of the premier terrain that linked Switzerland to South Africa. It stresses how Swiss churches dealt with the South African institutionalised racism implemented through the National Party and its apartheid policy after World War II. This entry through religious relationships between the two countries renews the debate that has been almost exclusively focused on banking and financial or economic relationships. Beyond the involvement of Swiss Churches against the apartheid policy, this book tackles a thematic frame, which points out the deep influence that the Swiss had on people and on the wider society in the northern part of South Africa. The book's two main topics – the Swiss cultural influence on local people and the fight against apartheid – bring great insights on what has been called the ambiguous missionary, meaning all contradictory dynamics the Swiss religious institutions went in with regards to South Africa.

The 373 pages of this volume are divided into eight chapters. There is a certain imbalance between chapters, with the introductory and concluding chapters having twelve and five pages, respectively, while chapter two runs to 81 pages and chapter five to thirty. Critically, the introductory chapter gives an overview of relationships between Switzerland and South Africa, from the Swiss emigration in the subcontinent in the 19th century to the end of apartheid in the late 20th century. It then turns to an outline of chapters two to seven. Chapter two focuses on Education, Land and Health Care up to the beginning of apartheid in 1948. At that stage, the study emphasises the perception of Africa and Africans by the Swiss, and the role played by the Swiss in ‘assisting’ Africans “to raise themselves to a higher level of development” (p. 25). Chapter three deals with the Swiss Mission facing apartheid and its lateral drawbacks such as the nationalisation of missionary schools (1950s) and hospitals (1970s) as well as the removals of people. It shows the Swiss dilemma between coping with the racist regime and opposing it (p. 98). There is also a clear analysis of how Swiss missionaries tried to negotiate the status of their former schools and health care facilities in rural South Africa. Chapter four links the church, apartheid and the issue of ethnicity that was in a certain way encouraged by both the Swiss mission and the apartheid government with completely different ends. While Swiss missionaries regarded people they came to call the Tsonga, as those to whom they were especially responsible, the apartheid government pushed ahead the politics of ethnicity, aiming at the dividedness and the weakening of Africans. There was a kind of confusion between church and the state that is clarified by the authors. Chapter five shows how, through faith-based organisations, apartheid became a significant issue in Switzerland. It analyses the methods that were used to make people aware of as well as to react to both the immoral reality of apartheid and the rising contestation of the support paid to the racial policy by certain Swiss public and private institutions. Chapter six is about the ways and means of contesting apartheid. It appears that the confrontational stance adopted by the World Council of Churches and launched in 1969 as the Programme to Combat Apartheid created various reactions amongst people and organisations in Switzerland. Indeed, the federation of Swiss Protestant Churches, for example, chose moderation, and so, fought on the field of human rights while the others preferred to confront the ‘evil in a more direct and practical way’. Chapter seven addresses divisions amongst the Christian community in Switzerland, and the divisions of Swiss Churches on the issue of sanctions against the apartheid regime, as some preferred negotiation to confrontation. Nevertheless, it is clear that various and varying actions and reactions amongst Swiss anti-apartheid people and organisations were mostly due to Swiss economic interests in South Africa. Indeed, “Switzerland (was) the only western country which refused to impose sanctions on South Africa and whose three large banks – the Union Bank of Switzerland (UBS), the Swiss Bank Corporation (SBC) and *Crédit Suisse* (CS) were amongst the main international institutions providing funds to South Africa” (p. 273). The eighth and final chapter recaps some of the book’s conclusions. Thus, it confirms the hypothesis that Swiss religious organisations played a momentous role, not only in linking Switzerland to South Africa, but also in opposing apartheid, and preserving the Christian ideal of brotherhood beyond races.

In confirming this hypothesis, the authors have succeeded in demonstrating that Switzerland did not only benefit from the financial relationships with the

racial and rich South African regime developed by the winning National Party in 1948. While economic and financial relationships with South Africa provided Switzerland with more than the annual 300 millions Swiss francs that represented the limit of investments fixed by the Swiss federal council in 1980, religious relationships enabled Swiss Churches and other organisations to participate in the dismantling of apartheid.

In spite of the mentioned imbalance between chapters, and other small quibbles and pitfalls that may be due to the editing and the re-editing processes, Caroline Jeannerat, Eric Morier-Genoud, and Didier Péclard offer to the reader an analytical and well-written text that every specialist of the transnational history of Switzerland, and all persons interested in the history of relationships between Europe and Africa need to read.

*Hines Mabika, Basel*

**Konrad Kuhn: Entwicklungspolitische Solidarität. Die Dritte-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992).** Zürich, Chronos, 2011. 464 S., 39 Abb.

Die relativ kurze Karriere der Dritte-Welt-Bewegung als einer einflussreichen Kraft im schweizerischen Politikgefüge ist von der historischen Forschung bisher in wenigen, aber substantiellen Beiträgen aufgearbeitet worden. Konrad Kuhn knüpft als Autor der vorliegenden Studie – seiner an der Universität Zürich entstandenen Doktorarbeit – in erster Linie an die Dissertationen von René Holenstein und Monica Kalt an und schliesst dabei die bislang noch für die 1980er-Jahre bestehende Forschungslücke.<sup>5</sup> Kuhn will, so macht er in der Einleitung deutlich, den Niedergang und schliesslichen Zerfall der Bewegung nachzeichnen, der sich zu Beginn der 1990er-Jahre unter anderem im Schwinden einer einst breiten Basis manifestierte. Orientierung im schwer überschaubaren Bewegungsgeflecht verschafft er sich einerseits durch die Fokussierung auf die grossen Schweizer Hilfswerke und die Erklärung von Bern, andererseits durch die Konzentration auf wesentliche «Diskursereignisse», an denen sich der Wandel der Bewegung exemplarisch festmachen lässt. Letzterer Entscheid gründet nicht nur in forschungspragmatischen Überlegungen, sondern auch in Kuhns methodischem Anspruch, «am Fallbeispiel der schweizerischen Dritte-Welt-Bewegung eine Kulturgeschichte des Politischen [zu] schreiben» (S. 30).

Die sechs «Diskursereignisse» sind dabei durchaus geschickt gewählt: In Kapitel 2 entwirft Kuhn anhand des «Symposiums der Solidarität», das im Mai 1981 über 80 entwicklungspolitische Gruppierungen in Bern versammelte, ein Panorama der Dritte-Welt-Bewegung am Anfang der 1980er-Jahre. Unter dem Motto «Entwicklung heisst Befreiung» sollte das dreitägige Treffen die entwicklungspolitische Agenda für das kommende Jahrzehnt definieren. Standen die grossen Hilfswerke am Symposium noch abseits, weil sie als Partner der Entwicklungszusammenarbeit des Bundes die prononcierte Kritik an der offiziellen Entwicklungspolitik nicht mittragen konnten, erhielten sie bald darauf Gelegenheit, sich doch noch als Teil der (politischen) Dritte-Welt-Bewegung zu profilieren: Mit der 1983 lancierten Petition «Entwicklungshilfe ist eine Überlebensfrage», die in Kapitel 3 analysiert wird, wehrten sich die Hilfswerke erfolgreich gegen ge-

5 René Holenstein, *Was kümmert uns die Dritte Welt. Zur Geschichte der internationalen Solidarität in der Schweiz*, Zürich 1998; Monica Kalt, *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*, Bern 2010.

plante Budgetkürzungen des Bundes in der Entwicklungszusammenarbeit. Allerdings beschreibt bereits Kapitel 4 die Hilfswerke und ihre Mitarbeitenden wieder als «Gefangene ihrer eigenen Institution» (S. 165), die sich im Abstimmungskampf über die von der SPS lancierte Bankeninitiative nicht exponierten, obwohl die von der Erklärung von Bern massgeblich mitgestaltete Volksinitiative entwicklungspolitische Kernanliegen berührte. Das umfangreiche Kapitel 5 thematisiert mit «Hunger» ein über Jahrzehnte hinweg zentrales Diskursmotiv der entwicklungspolitischen Debatten, wobei die Bemühungen der Dritte-Welt-Bewegung, ihre strukturorientierte Analyse des Hungerproblems in effektive Handlungsmöglichkeiten zu übersetzen, als wiederkehrendes Motiv figurieren. Die beiden letzten beschriebenen Diskursereignisse, die Schweizer Debatten um die Verschuldung der Dritten Welt (Kapitel 6) sowie das IWF/Weltbank-Referendum 1992 (Kapitel 7), zeigen schliesslich Differenzen nicht mehr nur zwischen Hilfswerken und linken Bewegungsakteuren, sondern zusehends auch innerhalb der einzelnen Organisationen.

Die IWF-Abstimmung – die aufgrund der Angst vor einer ungewollten Unterstützung isolationistischer Kräfte zu einer Zerreissprobe für die Bewegung geriet – stellte einen letzten erfolgreichen Versuch dar, die erlahmte Aufmerksamkeit der schweizerischen Öffentlichkeit für die stetig komplexer werdende Entwicklungsthematik kurzzeitig wiederzubeleben; das Referendum war – in Kuhns Urteil – «das letzte Diskursereignis in einer Geschichte der schweizerischen Dritte-Welt-Bewegung» (S. 396).

Besonders verdienstvoll an der vorliegenden Studie ist, dass es dem Autor gelingt, das umfangreiche Material so zu bündeln, dass sich die zahlreichen analytisch aufschlussreichen Nahaufnahmen entwicklungspolitischer Aktivität zu einem repräsentativen Panorama der komplexen Bewegungslandschaft zusammenfügen. Der Leser erhält so nicht nur präzise Einblicke in die Bemühungen der Bewegung, die politische Mechanik der Schweiz in ihrem Sinne zu beeinflussen, sondern auch eine stimmige Vorstellung vom Gesamtgepräge des Schweizer Dritte-Welt-Diskurses. Dabei erweist sich insbesondere der Verzicht auf eine durchgängig chronologische Darstellung zugunsten der Fokussierung auf einige beispielhafte Diskursereignisse als sinnvoll. Der exemplarische Blick wirkt sich aber insofern nachteilig aus, als die zentrale These eines kontinuierlichen Zerfalls der Dritte-Welt-Bewegung nur ungenügend plausibilisiert werden kann. Qualitativ neue Dimensionen der Frakturen innerhalb der Bewegung werden über die verschiedenen Kapitel hinweg kaum ersichtlich. Eher getragen wird die Erzählung deshalb vom strukturell bedingten Spannungsverhältnis zwischen politisch vorsichtig agierenden Hilfswerken und dezidiert kritischen entwicklungspolitischen Gruppierungen. Ein allmähliches Auseinanderfallen der Bewegung lässt sich aber an diesem Bruch, der keinem substantiellen Wandel unterworfen ist, nicht festmachen.

Dieser kritische Einwand soll indes nicht die Gesamtleistung der vorliegenden Arbeit schmälern: Sie zeichnet ein detailgenaues Bild einer Bewegung, die sich letztlich vergebens gegen den Verlust ihrer politischen Deutungsmacht stemmte – und ergänzt damit die Forschung zur Schweizer Dritte-Welt-Bewegung um wesentliche, bislang unbeleuchtete Dimensionen. *Samuel Misteli, Luzern*